

Das Buch

Autor(en): **[s.n.]**

Objekttyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur**

Band (Jahr): **62 (1982)**

Heft 1

PDF erstellt am: **13.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

DER WEG ZUR ZAUBERFORMEL

Die Bundesratswahlen 1919–1959

Als «Seligsprechung der Zahl» bezeichnete vor über fünfzig Jahren der Basler Historiker Emil Dürr den Proportionalwahlrecht¹. Für den Nationalrat seit 1919 angewandt, setzte sich dieses Verfahren für den Bundesrat nur auf Umwegen und mit Rückschlägen durch. Dieser Entwicklung der eidgenössischen Politik ist eine bemerkenswerte Berner Dissertation gewidmet². Was den behandelten Zeitabschnitt betrifft, so überschneidet sie sich in der ersten Hälfte mit derjenigen von Peter Menz³, doch ist sie auch für diese Jahre bis 1940 keineswegs überflüssig. Das hängt mit der Fülle des hier (stets kritisch gesichteten und oft eigenwillig kommentierten) verarbeiteten Materials zusammen. Reber hat nicht nur die zeitgenössische politische Presse berücksichtigt; verdienstvollerweise haben ihm die vier Bundesratsparteien auch ihre Archive geöffnet, die trotz den wohlbekannten Grenzen dieser Quellen doch über zahlreiche wenig bekannte Fakten Aufschluss geben. Auch ins Tagebuch Markus Feldmanns ist ihm Einblick gewährt worden. Und schliesslich hat er für die mit den Bundesratswahlen parallel laufenden verfassungspolitischen Reformbestrebungen ein ausgedehntes (und anregendes) Schrifttum verarbeitet.

Die Lektüre von Rebers Untersuchung ist freilich recht mühsam. Einmal wendet der Autor ein viel zu weit gehendes Abkürzungssystem an.

Sodann stellt er den Verlauf der einzelnen Wahlen – der zwölf Gesamterneuerungswahlen (wovon auch der drei unbestrittenen von 1922, 1925 und 1955) und der vierzehn Ergänzungswahlen – im Textteil auf 270 Seiten recht schematisch und zahlen-gesättigt dar. (Bei den stets wiederkehrenden Hinweisen der «wahrscheinlichen Stimmenzahl» aufgrund der Stellungnahmen der Parteien stösst er übrigens an die Grenzen der Wissenschaftlichkeit.) Fast alle aufschlussreichen und manchmal pikanten Einzelheiten hat er auf den 370 (unpaginierten) Seiten seines Anmerkungs-teils versteckt. Immerhin bietet er dem Leser auf den ersten sieben Seiten eine Art Synthese, die er auch mit einigen (bisweilen etwas schulmeisterlichen) Reformvorschlägen («Thesen») bereichert. Im folgenden soll versucht werden, von der Fülle der von ihm vorgelegten Informationen einen Eindruck zu vermitteln.

Wahltag

Bei den Gesamterneuerungswahlen besteht rechtlich die Möglichkeit, auch bisherige Bundesräte nicht wiederzuwählen. Dieses Schicksal drohte ernstlich nur Pilet 1943, doch konnte er sich dank einer Absprache der Freisinnigen mit den Katholisch-Konservativen – der Preisgabe des Bundeskanzleramtes – halten, wenn auch

nur noch ein Jahr. Umgekehrt war die Wahl eines Alt-Bundesrates auch undenkbar; als sich Max Weber 1959 nicht von einer «völlig aussichtslosen» zweiten Kandidatur distanzierte, da machte dies in seiner sozialdemokratischen Fraktion einen «peinlichen Eindruck».

Vielfalt herrschte bei den Gründen und Umständen der Rücktritte. Schon 1953 hiess es in der freisinnigen Fraktion, der Abgang des katholisch-konservativen Etter sei «überfällig»; der Zuger erlebte aber im folgenden Jahr noch den Tod seines Walliser Kollegen Escher nach erst vier Amtsjahren, und 1958 denjenigen des Berners Feldmann nach erst sieben. Der Solothurner Freisinnige Obrecht demissionierte im Sommer 1940 – einige Wochen vor seinem Tode –, weil das Eingehen auf jeden «politischen Eigenbrötler» (gemeint war wohl Duttweiler) die Regierungsarbeit «ungemein erschweren, ja verbittern» könne. Ungewöhnlich war auch der Rücktritt des Thurgauers Häberlin 1934, nach einer für ihn negativen Volksabstimmung. Neunzehn Jahre später tat es ihm der Zürcher Vertreter im Bundesrat, Weber, gleich, und auch dies war eine als beinahe stossend empfundene Nachahmung der Gepflogenheiten parlamentarischer Regierungen. Noch unerwarteter demissionierte im März 1934 der Freiburger Musy; er glaubte, damit das wirtschaftspolitische System seines Widersachers im Bundesrat, Schult Hess, erschüttern zu können, fiel indessen ins Leere.

Auch sonst fehlte es an den Wahltagen nicht an zusätzlichen Spannungsmomenten. So stellte sich 1929 die Frage der Reihenfolge bei den Ersatz-

wahlen für den Zürcher Haab und den kurz nach seiner Demission verstorbenen Berner Scheurer. Nach einer von den Kronjuristen der Parteien hartnäckig geführten Debatte siegte der Standpunkt, zuerst den Sitz des Berner Freisinnigen neu zu besetzen. Doch für Spannung sorgte meist die Wahlsituation selbst. Die einen der Bundesratskandidaten wurden zwar gleich im ersten Wahlgang erkürt, was ein Hinweis auf ihre überzeugende Persönlichkeit sein konnte, oft aber bloss von der guten vorgängigen Absprache zwischen den massgebenden Parteien – keine hatte ja die absolute Mehrheit inne – zeugte. Auftakt und Schluss der hier dargestellten Periode 1919–1959 waren aber durch je eine besonders zähe Bundesratswahl gekennzeichnet. Beide Male wurde dem offiziellen Kandidaten (Maillefer bzw. Bringolf) ein anderer aus derselben Partei (der Freisinnige Chuard bzw. der Sozialdemokrat Tschudi) vorgezogen. Ein solcher Sieg eines Inoffiziellen war auch derjenige des durch den Landesring vorgeschlagenen Freisinnigen Kobelt im Dezember 1940, und auch damals brauchte es nicht weniger als fünf Wahlgänge⁴.

Die Parteien bis 1943

Die Katholisch-Konservativen hatten schon 1919 mit der Wahl ihres zweiten Vertreters im Bundesrat den Weg in die Mitverantwortung erfolgreich durchlaufen. Die Stellungnahmen der grössten Fraktion in der Vereinigten Bundesversammlung (dank der Übervertretung im Ständerat) hatten auch deshalb Gewicht, weil sie geschlossen aufzutreten verstand und weil bis 1940

an ihrer Spitze ein gewiegter Taktiker, der «Königsmacher» Heinrich Walther, stand. So erwirkte sie aufgrund der erwähnten Prozedurdebatte 1929 die Wahl des BGB-Vertreters Minger in Bern⁵ statt des Sozialdemokraten Klöti in Zürich; 1940 sprach sie sich ebenso erfolgreich für die mehr rechts stehenden Kandidaten von Steiger (statt Feldmann) und Kobelt (statt Crittin) aus. 1934 freilich hatte sie kein Glück mit der auch von Freisinnigen propagierten Erweiterung der bürgerlichen Regierungskoalition nach rechts, denn der von ihr (nur mit knapper Mehrheit) unterstützte Basler Liberale Ludwig unterlag dem Appenzeller Freisinnigen Baumann.

Diese Wahl des Ausserrhölders schien damals auf eine «Linkskoalition ohne Absprache» zwischen Freisinn und Sozialdemokratie zurückzugehen. Sonst freilich stand die freisinnige Fraktion in ihrer sozialpolitischen und regionalen Vielfalt weder links noch rechts. Immerhin hielten die Freisinnigen 1929 am Zürcher Sitz, den ihr Zentralvorstand fast preisgegeben hätte, gegenüber den Sozialdemokraten fest. Dasselbe taten sie auch 1938 noch; in einer Erklärung vor der Vereinigten Bundesversammlung bemäntelte damals der Fraktionschef, der Luzerner Meyer, diese starre Haltung mit der Rücksichtnahme auf die Welschen . . . Die Berner Freisinnigen hingegen hatten sich auf eine sozialdemokratische Beteiligung an der Landesregierung eingestellt; Nationalrat und Stadtpräsident Bärtschi meinte damals, der Entscheid zugunsten eines Zürcher Freisinnigen im Bundesrat habe die Berner Partei «um Jahre zurückgeworfen».

Auch innerhalb der sozialdemokra-

tischen Fraktion war damals eine Scheidung zwischen Gemässigten (Bernern) und Radikaleren (um Zürich) festzustellen, wenn auch anders als bei den Freisinnigen daraus keine zeitweilige Führungslosigkeit resultierte. So waren die Genossen in der Frage der Bundesratsbeteiligung noch lange uneinig. Wohl im Blick auf Frankreich meinte 1929 der Aargauer Schmid, die Partei solle ruhig warten, bis sie achtzig oder neunzig Mandate im Nationalrat errungen habe . . . Gleichzeitig aber stimmte ihre Fraktion mit 34 zu 7 Stimmen einem Antrag des Berner Gewerkschafters Bratschi zu, vorläufig *einen* Bundesrat zu stellen. Die Chancen der Partei aufgrund dieser gemässigten Stellungnahme wurden indessen durch eine antimilitaristische Motion am Parteitag kurz vor der Bundesratswahl wieder verpfuscht.

Trotzdem war eine weitere Einordnung der Sozialdemokraten ins «System» festzustellen. Nachdem sie bei den Bundesratswahlen bisher stets leer eingelegt hatten, stellten sie 1931 erstmals eine Zählkandidatur, den Neuenburger Perret, auf und gingen 1935/39 in dieser Richtung mit den Doppelkandidaturen Perret/Huber-St.Gallen bzw. Huber/Klöti weiter. Zudem beteiligten sie sich an den sieben Ergänzungswahlen von 1934 bis 1940, wobei der enge Kreis ihrer Bundesratskandidaten erst 1940 durch die Namen Canevascini (Tessin), Wenk (Basel-Stadt) und Bratschi (Bern) erweitert wurde. Der Erfolg blieb aber jedesmal aus, am knappsten 1938, als Klöti immerhin 98 Stimmen erhielt.

Da schien sich im Krisenjahr 1940 doch noch eine Lösung abzuzeichnen.

Am 5. Juni schlug Grimm auf einer interfraktionellen Konferenz die Aufnahme zweier Sozialdemokraten in die Landesregierung auf dem Vollmachtenwege vor. Dem Unterfangen war zwar kein Erfolg beschieden, doch drei Jahre darauf, nicht zuletzt unter dem Eindruck der zwölf Mandatsgewinne der Sozialdemokraten bei den Nationalratswahlen, waren die freisinnigen Parteigremien zur Preisgabe des vierten Bundesratssitzes bereit; als Nachfolger des Freisinnigen Wetter wurde für den Zürcher Sitz der Sozialdemokrat Nobs gewählt.

Die Parteien bis 1959

Doch diese Mitverantwortung im Bund hatte auch ihre Kehrseite. Bei den Nationalratswahlen von 1947 erlitten die Sozialdemokraten acht Mandatsverluste (die Grimm in einer Aussprache der «gewissen Verspiesserung» anlastete), und Bundesrat Nobs erwies sich in den Augen einiger Genossen gar als eine «Hypothek». Man hatte dem frühern Lehrer und Zürcher Stadtpräsidenten das Finanz- und Zolldepartement zugewiesen, was, wie später freisinnige Spitzenvertreter ihren sozialdemokratischen Kollegen gesprächsweise zugestanden, «nicht ganz fair» gewesen sei. Immerhin ging die Partei auf dem Weg der Zusammenarbeit weiter und stimmte 1950 erstmals für einen bürgerlichen Bundesratskandidaten, den katholisch-konservativen Escher.

1953, schon zwei Jahre nach seiner Wahl, demissionierte Bundesrat Weber. Seine Fraktion war überrumpelt, klammerte sich aber vorläufig an das (von der NZZ geprägte) Bild vom «Jungbrunnen der Opposition». «Zwei

Jahre, zehn Jahre oder noch länger» könne dieses Bad dauern, rief damals Bringolf an einer Kundgebung im Zürcher Kongresshaus aus. Doch schon im folgenden Mai klagte der Berner Grütter, niemand mehr orientiere die Fraktion aus dem Bundesrat. Und als im Dezember desselben Jahres drei Vakanzen in der Landesregierung vorlagen, da war Bringolf zu einer Einerkandidatur bereit. Seine Partei beharrte aber auf der Forderung nach zwei Bundesratssitzen und legte damals (wie auch 1955) leere Wahlzettel ein.

War das Rad der Parteiengeschichte um dreissig Jahre zurückgedreht? Dass dies nicht der Fall war, dafür sorgten, zunächst hinter den Kulissen, die Katholisch-Konservativen. In einer später schriftlich bestätigten Absprache erklärten sich 1954 ihr Partei- und ihr Fraktionschef den sozialdemokratischen Kollegen gegenüber zur «vorläufigen» Übernahme eines dritten Sitzes im Bundesrat bereit. Die von Generalsekretär Rosenberg dabei ausgetüftelte Rechnung ging tatsächlich – wenn auch nicht nach einem, sondern erst nach vier Jahren – auf, denn 1959 wurde diese Parität zwischen den beiden grossen bürgerlichen Parteien mit der Wahl zweier Sozialdemokraten zur «Zauberformel» erweitert.

Diese ging auf Kosten der Freisinnigen. Und dabei war diesen sechs Jahre zuvor noch einmal die Mehrheit im Bundesrat in den Schoss gefallen, freilich bloss für ein Jahr, denn 1954 wurde ihre Linkskandidatur des Baslers Schaller durch die von den Katholisch-Konservativen ausgespielte «Tessiner Karte» (Lepori) ausgestochen. Besonders welsche Freisinnige

wurden aber durch die vorübergehende Mehrheit im Bundesrat noch 1959 zu Illusionen verführt.

Doch die Zeit stand im Zeichen der «apertura a sinistra». Das Wahlergebnis des von den «Basler Nachrichten» angepriesenen Liberalen Jaquet war 1954 enttäuschend. Unrealistisch waren 1953/54 auch die Spekulationen um einen zweiten, ausserbernischen Sitz der BGB-Partei geworden; auch Bundesrat Feldmann sprach sich dagegen aus, weil er sich durch eine solche Übervertretung seiner Partei nicht selbst gefährden wollte.

Sprachgruppen und Regionen

Die Berücksichtigung aller Sprachgruppen und «Bundesratsregionen» in einer siebenköpfigen Landesregierung glich der Quadratur des Zirkels. Immerhin erlangten mit der Integration der Katholisch-Konservativen von 1919–1959 vier Kantone (Freiburg, Zug, Wallis und Obwalden) erstmals Bundesratswürde; nach wie vor unberücksichtigt blieben (und bleiben) zwei Voll- und zwei Halbkantone, dazu der Jura. Das Gewicht der Westschweiz im Bundesrat war natürlich nicht bloss eine Frage der Zahl, sondern auch der durch Welsche geleiteten Departemente. In diesem Zusammenhang fiel 1954 in der freisinnigen Fraktion die Bemerkung, das Wirtschaftsdepartement müsse wieder (nach Rubattel) einem Deutschschweizer zugeteilt werden . . .

Mit Eppers Wahl als Nachfolger Musys ging der Westschweiz 1934 der zweite Sitz im Bundesrat verloren. Der Waadtländer Vallotton behaftete darauf die Vereinigte Bundesversammlung auf ihrem Versprechen, diese

Zurücksetzung bei der nächsten Gelegenheit wiedergutzumachen. Dennoch dauerte dieser Zustand volle dreizehn Jahre, aber weitgehend aus eigener Schuld der Welschen, denn bei den Ersatzwahlen von 1935 und den drei Vakanzen von 1940 präsentierten sie entweder einen Kandidaten mit zu wenig Format oder noch weniger überzeugende Dreierkandidaturen.

Diese spiegelten nicht zuletzt den Ausschliesslichkeitsanspruch der Genfer und Neuenburger Radikalen. Hingegen war ein Bundesrat dieser Partei aus Freiburg oder aus dem Wallis «unmöglich». Das erfuhren Ende 1940 der offizielle freisinnige Kandidat, der Unterwalliser Crittin, und 1954 der Greyerzer Glasson, der schon innerhalb seiner freisinnigen Fraktion zurückgestellt wurde. Opfer dieser traditionellen «Unmöglichkeit» waren in der Westschweiz (bis 1969) auch die sozialdemokratischen Kandidaturen.

Eine Tradition waren (und sind) auch die «ständigen» Bundesratssitze Berns und Zürichs. Dieses musste mit der Wahl der sozialdemokratischen Vertreter 1943 und 1951 eine Verwässerung dieses Gewohnheitsrechts in Kauf nehmen: Nobs, zwar Zürichs Stadtpräsident, war ein Grindelwaldner, und Weber, in Bern ansässig, hatte in Basel gearbeitet. Sein Empfang als Neugewählter in Zürich wurde recht lange aufgeschoben, und als er im Januar 1952 endlich stattfand, da würzte ihn der damalige Regierungspräsident Streuli mit einigen «taktvollen» Bemerkungen . . .

Hinter den Kulissen

Die Parteiakten enthalten oft aufschlussreiche interne Wahlergebnisse.

So entfielen 1929 in der freisinnigen Fraktion auf die Vertreter der Parteilinken und -rechten, die Zürcher Wettstein und Meyer, ursprünglich genau gleichviel Stimmen, nämlich deren 35. Unterschiedliche Gewichte innerhalb einer «Bundesratsregion» kennzeichneten im Februar 1940 die Ausmarchung bei den Katholisch-Konservativen; das Resultat des «nach reiflicher, vornehm geführter und hochstehender Diskussion» angesetzten ersten Wahlganges – 23 Stimmen für Enrico Celio gegen deren 15 für den Walliser Troillet und 12 für den Freiburger Aeby – steht nicht im Protokoll, sondern muss der Tagespresse entnommen werden. Über die knappe Ausmarchung bei den Freisinnigen 1954 zwischen dem Basler Schaller und dem Luzerner Bucher (sowie dem Aargauer Bachmann) ist man sogar auf Schätzungen angewiesen – je 20 bis 25 Stimmen für die beiden Erstgenannten –, denn die Protokolle der entscheidenden Fraktionssitzung sind verschwunden.

Oft sind in diesen Quellen auch erstaunlich freimütige Äusserungen fixiert. So bezeichnete 1938 der Berner Graf bei den Freisinnigen den Zürcher Bundesratskandidaten seiner Partei als «Vertreter des Grosskapitals». 1943 musste dieser gleichenorts seinen Waadtländer Kollegen in der Landesregierung in Schutz nehmen – und er tat es dezidiert –; der Solothurner Dietschi hatte nämlich die «Kardinalfrage» gestellt, ob der Aussenminister noch das Vertrauen des Schweizervolkes habe, worauf ihm vom Fraktionspräsidenten Rochat fast das Wort entzogen worden wäre. 1951 ging es um einen Aussenstehenden. Bundesrat Kobelt konnte damals

mit einem «Gutachten» die Bedenken gegen den sozialdemokratischen Kandidaten Weber, der 1929 die Schiesspflicht und eine Kleiderinspektion verweigert hatte, einigermassen zerstreuen.

Bei den Sozialdemokraten war 1959 der damalige Parteipräsident Bringolf mit 42 von 50 Stimmen offizieller Bundesratskandidat geworden. Der damals 64jährige hatte die Kritik an seinem Alter und an seiner Gesundheit («vorübergehende Störungen waren auf Überbeanspruchung zurückzuführen») entkräften können; doch er spürte je länger je mehr, dass seine «lieben Freunde» in der Fraktion, die sich nach der Entscheidung mit seinem Vorwurf der Hinterhältigkeit auseinandersetzen mussten, von ihm abrückten. So wurde sein (schliesslich erfolgreicher) Konkurrent, der Basler Tschudi, am Vorabend der Wahl zu einer Loyalitätserklärung für Bringolf in der Vereinigten Bundesversammlung verpflichtet, «die aber keine Verzichtserklärung sein muss».

Wer war im Laufe dieser vierzig Jahre nicht alles Aspirant auf einen Sitz im Bundesrat! Der ehrgeizige Sozialdemokrat Grimm trat freilich nie als Kandidat auf; hingegen war im Juni 1940 sein schon erwähnter Vorstoss für die Erhöhung der Mitgliederzahl des Bundesrats nicht selbstlos. Damals sorgte Grimm übrigens mit einem Telephonanruf dafür, dass der vom Friedensabkommen her vorteilhaft bekannte Gewerkschafter Ilg nicht als Nachfolger Obrechts kandidierte.

Ungleich wurden oft (positive wie negative) Leistungen sowie das Herkommen der Kandidaten gewichtet. So haftete Bringolf bis zuletzt das

Stigma der «kommunistischen Vergangenheit» an, derweil von Moos, von dem die «Nationalzeitung» zu Recht schrieb, er komme «von reichlich weit rechts» her, mühelos Bundesrat werden konnte. 1940 wurde bei den Katholisch-Konservativen Python, der Sohn des «Freiburger Bismarck», «ausgeschaltet», während 1944 in der sozialdemokratischen Fraktion ein Prominentensohn, Graber, als Kandidat auftauchte; freilich erschien der damals 36jährige noch «zu jung». Er musste fünfundzwanzig Jahre warten.

Auch bei andern verstrichen viele Jahre zwischen der ersten Nennung als «papabile» und der Wahl. Einige zogen deshalb verbraucht und nur noch für kurze Zeit (Escher, Holenstein) in die Landesregierung; wieder bei andern (Condrau) vergingen dabei so viele Jahre, dass die Verhältnisse schliesslich ein unerbittliches Zu spät! sprachen. Ihnen stehen diejenigen gegenüber, die sich mehrmals bitten lassen konnten. Der Genfer Lachenal hätte 1935/40 dreimal Bundesrat werden können, lehnt es aber – warum eigentlich? – immer wieder ab. Der Solothurner Stampfli erhörte erst 1940 den Ruf des Vaterlandes; fünf Jahre zuvor hatte er in seiner freisinnigen Fraktion «kategorisch» erklärt, er könne seiner Familie wegen seine «sichere, schöne» Stelle (bei der von Roll) nicht gegen die «unsichere» eines Bundesrates eintauschen.

Verfassungsreformen?

Nach der (zweiten) Nichtwahl ihres Kandidaten Klöti lancierten die – diesbezüglich keineswegs einigen – Sozialdemokraten 1938 eine Initiative

für die Volkswahl des Bundesrates. Die Formulierung dieses in der Abstimmung Anfang 1942 eindeutig verworfenen Volksbegehrens machte einmal mehr die damit verbundenen Schwierigkeiten deutlich, gerade auch in einem föderalistisch aufgebauten Staat. Der eine oder andere Reformwillige vertrat deshalb eine Art von «halber» Volkswahl, so der Zürcher Landesringvertreter Walder, der sich 1939/41 für eine (von Schwarzenbach dreissig Jahre später noch einmal vorgeschlagene) «Bestätigungswahl» des Bundesrates durch das Volk verwandte.

Im übrigen waren bei Bundesratswahlen ohnehin ausserparlamentarische (demokratische?) Elemente mit im Spiel. 1929 gab es als Novum ein Aktionskomitee, das für eine Kandidatur des Staatsrechtlers Max Huber – dieser war eine der ab und zu auftauchenden, stets erfolglosen «Fachkandidaten» ausserhalb der grossen Parteien – Unterschriften sammelte. Einen Höhepunkt in dieser Hinsicht brachte der Spätherbst 1940, als nach Mingers und Baumanns Rücktritt in Inseraten, Briefaktionen und Versammlungen aufgeregt und oft etwas verstiegen die Wahl einer wahren Persönlichkeit in den Bundesrat gefordert wurde. Der schon damals wiederholt genannte F. T. Wahlen wurde 18 Jahre später durch eine Bewegung gegen die allzu selbstsicheren Strategen der Berner BGB-Partei in den Bundesrat getragen; man hat das als Sieg der öffentlichen Meinung bezeichnen können.

Einfluss, ja Druck konnte manchmal – leider – auch von ausserhalb des Landes stammen. So erhielt der BGB-Mann Abt in einer Sitzung seiner

Fraktion Anfang Dezember 1940 fest, er sei «autorisiert» zu erklären, eine Wahl Feldmanns «bedeute Kriegsgefahr mit Deutschland». Im Juni desselben Jahres bemerkte Pilet bei den Freisinnigen, es gebe «nicht den geringsten offiziellen oder offiziellen Versuch einer ausländischen Beeinflussung», lehnte aber gleichzeitig die Erweiterung des Bundesrates durch die Aufnahme zweier Sozialdemokraten (auf dem Vollmachtenwege) aus Rücksichtnahme auf die Achsenmächte ab. Viereinhalb Jahre danach trat Pilet zurück, und sein Abgang glich einem Sturz – durch die Sowjetunion. Damals widersetzte sich aber der Bundesrat einem Wechsel des Sozialdemokraten Nobs ins verwaiste Politische Departement, weil dies nach einer weitem Konzession an die Russen ausgesehen hätte.

Fast ebenso alt wie das Postulat der Volkswahl des Bundesrates ist dasjenige der Erhöhung seiner Mitgliederzahl (meist auf neun). Bis 1943 waren die Chancen für eine Verwirklichung insofern gut, als die Freisinnigen darin ein Mittel sahen, den Sozialdemokraten den Eintritt in den Bundesrat zu ermöglichen. So hiess denn der Nationalrat 1941 tatsächlich einen entsprechenden Gegenvorschlag zur sozialdemokratischen Volkswahl-Initiative gut. Er scheiterte indessen am Nein des Ständerates; eine darauf gestartete gleichartige Initiative der Berner Freisinnigen blieb stecken.

Übrigens tauchten in den Reformdiskussionen bezüglich der Zahl der Exekutivmitglieder auch entgegengesetzte Vorschläge auf. So forderte Carl Horber 1928 eine Reduktion auf fünf, und Johann Baptist Rusch schlug 1933 ein Triumvirat (mit beschränkter

Amtsdauer) vor. Horber wiederum, inspiriert diesmal nicht von der Helvetik, sondern von der Mediation (und vor allem von den Landsgemeindekantonen) vertrat – wie andere Reformer – auch die Idee, einen «Landammann der Schweiz» zu wählen. Soll man lächeln über diesen durch gewisse Befürworter kompromittierten Vorschlag? Man kann ihn auch verstehen als Ausdruck des notwendigen Bemühens, bei den Bundesratswahlen nicht nur die Volksrechte und die Proporzgerechtigkeit, sondern auch ein aristokratisches Element zu berücksichtigen.

*

So ist die vorliegende Untersuchung eine wahre Fundgrube zur eidgenössischen Geschichte nach dem Ersten Weltkrieg. Ihr Ausgangspunkt ist, wie der Autor schreibt, «jene ausgezeichnete Synthese von statistischen Erhebungen mit historischem Wissen und politischem Verständnis», die Erich Gruner 1967 veröffentlicht hat⁶. Dasselbe Lob gebührt, alles in allem, auch Rebers Buch.

Rudolf Maurer

¹ Vgl. auch dessen Artikel «Die Bundesratswahl vom 12. Dezember 1929» (Jahrbuch der NHG 1931, S. 9–28). – ² Arthur Fritz Reber, *Der Weg zur Zauberformel* (...) Verlag Peter Lang AG, Bern 1979 («Europäische Hochschulschriften», Bd. 131). – ³ Peter Menz, *Der «Königsmacher» Heinrich Walther* (...). Freiburg 1976. – ⁴ Vgl. Die Doppelersatzwahl in den Bundesrat Ende 1940. Schweizer Monatshefte 1968/69, S. 1074–84. – ⁵ Vgl. Die Wahl der BGB-Bundesräte 1929–1965. «Der Bund», 26./27. 11. 1979, je S. 2. – ⁶ Freiheit und Bindung in den Bundesratswahlen. Schw. Jahrbuch für politische Wissenschaft 1967, 17–38.

NOCH MEHR RAUSCHEN

Zu Peter Handkes dramatischem Gedicht «Über die Dörfer»

Peter Handke hat in diesem Jahr (1981) bereits zwei Bücher veröffentlicht. Ein Buch zu jeder Jahreszeit: im Frühjahr den autobiographischen Bericht «*Kindergeschichte*» und im Sommer ein «*dramatisches Gedicht*» mit dem Titel «*Über die Dörfer*». Der Klappentext des hellvioletten und mit einer Krone verzierten Einbandes des vier Szenen umfassenden Textes gibt folgende Auskunft: die beiden schon genannten Texte sollen zusammen mit den Büchern «*Langsame Heimkehr*» (1979) und «*Die Lehre der Sainte-Victoire*» (1980) eine Art Tetralogie bilden, als deren gemeinsamer Titel der Titel des ersten Buches – «*Langsame Heimkehr*» – vorgesehen ist.¹

Kurt Tucholsky hat einmal geschrieben: «*Was einer recht auffällig ins Schaufenster legt, das führt er gar nicht.*» Diese Bemerkung trifft auch auf Handkes Tetralogie zu, über die man sich als Kritiker auch anders als «eigentlich nur spekulativ» (P. Laemmle) äussern kann – ohne gleich eine «Handke-Beschimpfung» (J. Lodemann) zu Papier zu bringen. Es handelt sich bei den vier Büchern eher um eine sehr schnelle «Heimkehr». Dagegen wäre nichts einzuwenden. Denn prinzipiell ist weder Schnelligkeit noch Heimkehr etwas Bedenkliches. Bedenklich wird es erst, wenn die Schnelligkeit im Produzieren literarischer Gebilde zur Flüchtigkeit führt und die gemeinte Heimkehr sozusagen zu einer Heimflucht wird. Als Motto hat Handke seinem dramatischen Gedicht einen Satz Nietzsches vorangestellt:

«*Eine zärtliche Langsamkeit ist das Tempo dieser Reden.*» Davon kann jedoch nicht die Rede sein – zumindest was das Schreiben dieser Reden angeht. Um es mit Nova – mit einer der Gestalten des dramatischen Gedichts – zu formulieren: man kann von einer «*affenartig geschwinden*» Produktion sprechen, von einer ziemlich besinnungslosen Produktion von Texten, deren erklärtes Ziel es ist, emphatisch zur Besinnung, zur Umkehr, zur Rückkehr, zur Heimkehr aufzurufen.

Schon bei der Lektüre der ersten drei Texte der Tetralogie drängt sich der – bei langsamem Lesen und aufmerksam-genauer Textanalyse – zu verifizierende Eindruck auf, als leide Handke nicht nur an der Zeit, sondern auch unter spezieller Zeitnot, als schreibe er unter Zeitdruck und folge er einem Produktionszwang – «publish or perish» –, unter dem ihrerseits dann die produzierten Texte leiden sowie deren Leser². Jene Adverb-Adjektiv-Komposition «*affenartig geschwind*» dient dem Autor als – in diesem Fall – gar nicht schmückendes Epitheton, um den imaginierten «*Raumsturz des Todes*» zu qualifizieren. Bei etwas mehr Langsamkeit wäre dem Autor sicherlich aufgefallen, dass das Beiwort zweifellos nicht zu dem «*mit fassungslosem Grausen*» erwarteten «*Raumsturz des Todes*» passt. Eine Fülle ähnlich fragwürdiger Formulierungen sind in allen Texten der Tetralogie zu finden. Einige Beispiele aus «*Über die Dörfer*» sollen genannt werden: in Handkes Sprache gibt es «*scheppernde Auslacher*» (S.

68), «*schallend Tote*» (S. 44), «*Ortsentklammerte*» (S. 39), scheppernde Mühlsteine (S. 93), versiegelte Staublöcher (S. 23), eine ausgestöpselte Ebene (S. 97); es gibt das «*Klickklack*» von Schuhen, «*mit dem*» in ein Geschäft eintretende Kunden «*anvisiert*» werden (S. 56); es sollen «*unseren Mördern die krachledernen Hosenschlitze vor die zähledrigen Kriegsfratzen*» geknöpft (S. 69) und die Verlierer «*wie Käselaipe ins Grab gerollt*» werden (S. 85). – Dass Dichten und Denken nicht dasselbe ist, besagt nicht, dass nicht auch beim Dichten gedacht werden dürfte. Eine besondere Form des Denkens beim Dichten ist die exakte Phantasie, die verhindert, dass scheppernde, krachlederne oder zähledrige Bilder *anvisiert* werden.

Der oft – auch in den drei anderen Texten der Tetralogie – gesuchten (aber nicht gefundenen) neuen oder alternativen Sprache entspricht sowohl die Hilflosigkeit in der formalen Gestaltung des dramatischen Gedichts als auch die Dürftigkeit seines Gehalts. Falls das Gedicht, das in zwei Bilder gegliedert ist, tatsächlich 1982 in Salzburg aufgeführt werden sollte, dann können Handkes Regieanweisungen den Schauspielern und dem Regisseur nur nützlich sein. Immer wieder sieht sich nämlich der Autor gedrängt, die *dramatis personae* zur ohnehin naheliegenden gestischen Darstellung zu ermuntern oder aufzufordern. So wird beispielsweise fast jedes von den Personen auszusprechende Demonstrativadverb («*hier*») automatisch mit der Regieanweisung «*er/sie zeigt*» versehen (vgl. S. 31 f.). Andere Regieanweisungen erweisen sich als nicht weniger überflüssig oder unsinnig; erzählt z. B. «*die alte Frau*» von einem Wun-

der, das sie in ihrer Jugend erlebt hat, dann hält es der Autor für angebracht, in den Text gleich zweimal den Hinweis «*sie erinnert sich*» einzufügen und ausserdem noch – ebenfalls zweimal – in den Verlauf ihrer Erzählung: «*Die alte Frau erinnert sich weiter*». – Ob sich der Autor etwas und, wenn ja, was er sich bei solchen Anweisungen gedacht haben mag, dürfte kaum zu entscheiden sein. Immerhin weisen sie als Aufforderungen zur Visualisierung oder Darstellung von nicht Visualisierbarem oder nicht Darstellbarem auf die Tatsache hin, dass sich Handke nicht nur im sprachlichen, sondern auch im szenisch-dramaturgischen Bereich nicht allzu viele Gedanken macht.

Den Kern des dramatischen Gedichts bildet ein Geschwister-Zwist um ein Haus. Es geht dabei um die Frage, ob die Geschwister Gregor, Hans und Sophie – damit diese ein eigenes Geschäft, einen Laden aufmachen kann – «*das Anwesen der Eltern mit einer Bankschuld belasten*» (S. 71) sollen oder nicht. Diese Frage – Hypothek ja oder nein? – belastet Handke mit dem ganzen Gewicht der Welt, als ginge es wirklich um Leben oder Tod. Die dritte Szene des Gedichts – eine «*Szene*» oder Auseinandersetzung zwischen Gregor und Sophie – zeigt exemplarisch, wie die Gründe für bzw. gegen die Hypothek hochstilisiert und weihevoll vorgetragen werden. Für Sophie ist «*der winzigste Laden . . . ein Zentrum*», das «*freundliches Licht*» ausstrahlt. Sie spricht wie alle Gestalten in betuernder, invokativer, feierlich-gehobener – Fontane würde sagen: «*raufgepuffter*» – Sprache: «*Ja, ich habe ein Ziel. Es ist ein Wahrtraum, und ein solcher gilt . . . Ich sage dir: es*

ist schön, als sein eigener Herr einen Raum zu betreten!» (S. 56). Und Gregor antwortet ihr unter anderem mit dem schon einmal zitierten Hinweis, dass er sich seine Schwester als Geschäftsfrau nicht vorstellen könne, die mit dem «Klickklack» ihrer Schuhe «jeden auch nur zufällig Eintretenden als Kunden» anvisiert. Er spricht von ihren «kalten Geschäftsfingern», die sie dann haben, und vom «Kassenraseln», das sie «auch im Wald oder am Meer» «statt dem Rauschen» hören werde. Sie werde – das droht ihr Gregor tatsächlich an – «mit den Zehen in den Strümpfen» nicht mehr «Fleisch von meinem Fleisch» sein, nicht mehr «der Menschheit» angehören. Und am Ende seiner Rede versucht er, seiner Schwester, die er lieber weiterhin als Arbeitnehmerin, als Verkäuferin in einem Kaufhaus sehen würde, mit folgenden Worten ihren Plan auszureden:

«Nie mehr wirst du einen Schweissfleck unter der Achsel zeigen, erröten oder am (!) Klosett einen Brief lesen. Mit dem Annageln des Firmenschildes wird es mit dir aus sein, und fliegen wird an dir nur noch die künstliche Frisur. Was treibt dich, die böse Legion all der lebenden Toten zu verstärken und eine Unperson zu sein? Was liegt dir daran, als blosse Parfumwolke vorbeizugehen, kurz nach Fäulnis zu stinken und schon nichts mehr zu sein?» (S. 57 f.).

Sein oder Nichtsein, Heil oder Unheil, böse oder gute Legion, Rettung oder Verlust, Wahrheit oder Lüge, Leben oder Tod, Freiheit oder Sklaverei, Himmel oder Hölle, Natur oder Geschäft, aufrechter Gang oder Unterdrückung – das ist hier die Frage. Um diese Gegensätze geht es bei der Frage, ob nun Sophie einen eigenen Laden

aufmachen soll oder nicht. Ein alltäglicher Konflikt wird zum Konflikt der Konflikte erhoben, er wird aufgewertet zu einem jener «letzten Dramen», die sich «auch um Orte» abspielen und die Handke als «die Dramen der Dramen» bezeichnet (S. 67). Solche gewissermaßen superlativischen oder metaphysischen Formulierungen kommen auch in der «Kindergeschichte» vor, vor allem aber in der «Lehre der Sainte-Victoire»: von der «Schule der Schulen», dem «Wald der Wälder», dem «Bild der Bilder» oder sogar dem «Mantel der Mäntel» ist darin die Rede. Die hier zum Ausdruck kommende Tendenz zur oft nur deklamatorischen oder deklarierenden Überhöhung bzw. die Sehnsucht oder Sucht, durch das Suchen und Finden von exemplarischen Inbildern die normale Wirklichkeit zu transzendieren und eine andere zu stiften, zeigt sich auch im dramatischen Gedicht.

Handkes Dualismus, der sich mehr oder weniger deutlich auch in den anderen Schriften der Tetralogie «Langsame Heimkehr» manifestiert, kann nicht forciert und falscher zum Ausdruck gebracht werden als in jener Szene einer Geschwister-Beschimpfung. Wie z. B. im prophetischen Weltenrichtergerade des «Erwachsenen» der «Kindergeschichte», so kommen auch in dem dramatischen Gedicht alle Elemente von Handkes unkritischer, abstrakt negierender und – im abstrakten Gegenentwurf – affirmierender Zivilisations-, Kultur- und Zeitkritik vor. Alle nur möglichen Flüche und Verwünschungen werden über das «verfluchte Jahrhundert» (S. 103) ausgesprochen: über die «Seinsvergessenen» (S. 66), die «Tatsachensklaven» (S. 25), die «Seelenkadaver» (S. 102), die

«*kindfernen Zweifler*» (S. 98) oder die «*viehischen Zweibeiner*» (S. 99). «*Du wirst missbilligt. Ich missbillige dich*» (S. 83) – dieses Verdikt richtet Sophie an ihren Bruder Gregor; mit diesem Verdikt richtet sie ihn, der sich schliesslich zu dem «*Entschluss*» durchringt, auf seinen Anteil und sein Anrecht am ererbten «*Stück Grund*» (S. 11) zu verzichten, nicht ohne jedoch auch seinerseits seine Geschwister und besonders das Kind seines Bruders Hans energisch zu missbilligen und kategorisch zu verurteilen: «*Ich weiss jetzt: Ihr Verwandten, ihr seid die Bösen*» (S. 87).

Was Handke in den Büchern der Tetralogie zu finden hofft oder zu stiften sucht, ist «*eine andere Überlieferung*» (Elsbeth Pulver)³. Eines der Schlüsselwörter in all den Werken lautet: «*weitergeben*». Die «*Verwalterin, Besorgerin und Beschliesserin der ziemlich grossen Baracke*» auf einer «*einsamen Grossbaustelle*», die den Schauplatz des ersten Bildes darstellt, ist «*eine ältere Frau*». Sie fungiert sozusagen als Securitas-Wächterin und spricht manchmal auch Latein. Ihre Angst vor dem Verlust der Tradition, ihre Suche nach Überlieferungswertem artikuliert sie folgendermassen: «*Keiner kümmert sich um den Ort. Wieviel Überlieferungswertes geht da immer vor sich, auch hier bei uns auf der Baustelle – und keiner hält etwas fest; nichts mehr wird weitergegeben*» (S. 26).

Auch Nova, eine Art allegorischer Figur, die in «*Über die Dörfer*» das erste und letzte Wort hat, spricht in ihrer langen programmatischen Schlussrede – dem eigentlichen «*Dramatischen Gedicht*» (S. 96–106) – in nicht gerade schöner Sprache von einer schönen Überlieferung: «*Weitergeben*

tun aber nur, die etwas lieben: liebt eines – es genügt für alles. ... Überliefert das Rauschen. Erzählt den Horizont. Übt, übt die Kraft der schönen Überlieferung – damit das Schöne nicht jedesmal wieder nicht war. Erzählt einander die Lebensbilder. Was gut war, soll sein.» Den anderen dramatis personae verkündet sie die Möglichkeit einer vita nova, des «*ewigen Friedens*». Sie spricht vom «*Schimmer der Götter*, von der Blume, die «*unser heimlicher König*» ist, vom höchsten Gipfel, den «*man nicht erobern, nur erspazieren*» kann, von der Natur, die das Vorbild ist und das Mass gibt und das «*einzig stichhaltige Versprechen*» ist, vom «*Festesblick*», von den «*Erhebbaren*», von der (durch die ganze Tetralogie tönenden) «*Karawanenmusik*», von «*warmen Augen*», von Helden, die als «*Friedenskinder*» zu zeugen und aufzuziehen sind, vom «*vernünftigen Glauben an den göttlichen Schauder*», von der «*Schleife der Unendlichkeit*». Und ihre letzten Worte lauten: «*Abmessend-wissend, seid himmelwärts. ... Haltet euch an dieses dramatische Gedicht. Geht ewig entgegen. Geht über die Dörfer.*»

Novas dramatische Rede, in der auch der «*affenartig geschwinde Raumsturz des Todes*» vorkommt, wirkt wie die unmittelbare Erfüllung der in der «*Kindergeschichte*» ausgesprochenen Fürbitte: «*Bleib bei uns, Rauschen!*» Als kategorischen Imperativ wiederholt sie und gibt sie diese Fürbitte weiter, wenn sie sagt: «*... und verstärkt das vollkommen-wirkliche Rauschen.*» – Handke hält sich strikt an diesen Imperativ. In den Texten seiner Tetralogie erfüllt er ein Übersoll an Rauschen, und zwar dadurch, dass er

die Form – sie wird von Nova als das grosse Gesetz, als «*der Gott, der für alle gilt*», bezeichnet – allzusehr vernachlässigt. Nicht nur erweist sich, wie zu Beginn dieser Kritik bemerkt wurde, die «*zärtliche Langsamkeit*» als blosses Postulat, sondern auch die in den vier Büchern immer wieder ins Schaufenster gelegte und so nur abstrakt beschworene Form. Sie wird bedeutend mehr beredet als realisiert, weil der Autor mit der Sprache – dem eigentlichen Medium der Formen literarischer Texte – «*über die Dörfer*» geht: sie «*emporlüpft*» (S. 77) oder «*hintüberfallen*» (S. 63) lässt.

Nicht immer stiften, was bleibt, die Dichter. Handkes Texte – der Tetralogie – sind zu leichtfertig oder zu schnellfertig hingeschrieben. Darum gehören auch seine noch so emphatisch vorgetragenen Gedanken oder inszenierten Motiv-Bilder – wie das von der Krönung des Kindes durch Nova am Ende des dramatischen Gedichts – zu

jenem sich die Herrschaft anmassenden «*Kauderwelsch der falschen Schriftgelehrten*» (S. 70). Zum Evangelisten einer alternativen Botschaft taugt Peter Handke nicht, höchstens zum Evangelimann. Der gute Wille allein reicht nicht aus. Man kann auch, wie es in einer Regieanweisung heisst (S. 92), «*nach Leibeskräften*» (oder nach Gemüts- und Seelenkräften) falsch singen. Das dramatische Gedicht «*Über die Dörfer*» liefert den Beweis.

Rainer Hoffmann

¹ Alle genannten Werke sind im Suhrkamp Verlag, Frankfurt a. M., erschienen. – ² Vgl. Hoffmann, Rainer: «Pauvre und raufgepufft» – Zu Peter Handkes «Kindergeschichte». Dieser Aufsatz – eine eingehende Textanalyse – wird im Frühjahr 1982 in der Zeitschrift «die horen» (Band 125) erscheinen. – ³ Vgl. dazu Pulver, Elisabeth: Eine andere Überlieferung. Zu einem umstrittenen Buch: Peter Handkes «Kindergeschichte». In: Schweizer Monatshefte, September 1981, S. 715–719.

EIN VERRISS – WOZU EIGENTLICH?

Dass ich kaum je einen wirklichen Verriss schreibe und noch da, wo ich Einwände mache, zu wenig energisch sei, lieber sanft ironisch als scharf – das ist mir von Kollegen und Freunden gelegentlich vorgehalten worden. Ob mir der Mut fehle oder die Entscheidungsfreude abhanden komme, wenn ich mich schriftlich formulieren müsse, das mögen sie sich fragen und frage ich mich selbst, und wenn ich zur Entschuldigung vorbringe, dass ich die immer kostbarer werdenden Zeitungsspalten lieber dafür brauche, auf Texte hinzuweisen, in Texte einzudringen, die mir der Mühe wert schei-

nen, und dass mir der Stoff zu diesem Unternehmen nie ausgeht, so könnten sie das für eine Ausflucht ansehen.

Aber umgekehrt: warum gehe ich jetzt kritisch, mehr als kritisch auf ein Buch ein, das, rundum besehen, nichts als ein Leichtgewicht ist? Doch nicht nur, um zu beweisen, dass ich meinen eigenen Grundsätzen auch einmal untreu werden kann? Und doch nicht nur, weil es eben doch Spass macht, ein Buch zu zerzausen, und weil es ungleich leichter ist als das andere? Doch nicht nur deshalb?

*

«Schneefalle» heisst der Titel – eine der vielen Kältemetaphern der letzten Jahre; der Autor *Silvio Blatter*¹. Von sogenannten brennender Aktualität ist das Thema: Terroristenjagd in der Schweiz, in der es zwar bislang keine autochthonen Terroristen gibt, aber die Bereitschaft, diese und andere Bürger zu jagen, gewiss – das will ich dem Autor glauben – nicht kleiner ist als anderswo. Silvio Blatter bleibt der bedächtigen, ausgeruhten Erzählweise, der er sich mit seinem Erfolgsroman «*Zunehmendes Heimweh*» zugewandt hat, auch in diesem Roman treu und erzählt den Krimi lento, manchmal sogar pianissimo. Das hat immerhin Originalitätswert und soll die Handlung mit Bedeutung versehen. Auch Polizisten sind Menschen; sie haben ein Privatleben und darin Sorgen wie andere auch; sie pflegen ein Hobby, wie wir alle (der eine hat's mit den Fischen, der andere mit den Vögeln), und es fehlt ihnen keineswegs an Bildung: wenn sie warten müssen, kommt ihnen, wie uns allen, Rilkes «*Panther*» in den Sinn, und einen RAF-Spray am Ufer des Zürichsees bezeichnen sie treffend als «linken Kitsch». So gebildet sind sie, fast wie echte Schriftsteller.

Auch Terroristen haben übrigens so etwas wie ein Seelenleben; vor allem, wenn es sich um eine Frau handelt, die ihre Schwermut in Schwarzwäldertorte begräbt – aus einer besonders exquisiten Konditorei übrigens, so wählerisch ist die. Eine leere Tortenschachtel lockt die Polizei auf eine falsche Fährte, und ein sympathisches Liebespaar, das sich just über die Weihnachtstage in einer SAC-Hütte beim Piz Rosei in einer nicht ganz üblichen Weltflucht übt, wird in der

Schneefalle eingekreist. Klarinettenklänge erfüllen die Winternacht, während die Polizei ihre MG-Nester aufstellt; aber alle sehnen sie sich im Grunde nach demselben: nach Geborgenheit. Linker Kitsch, soviel steht fest, ist das nicht.

Dass der bedächtige und dickliche Schweizer Polizist die Führung und die Nerven bewahrt, während der clevere, seinen Vorstellungen («Fiktionen») nachjagende Deutsche die seinen beinahe verliert, ist dagegen gut, denn es wird damit unnötiges Blutvergiessen vermieden. Aber sind es nicht gerade Klischees dieser Art, die nicht selten zu Vorurteilen und einem Verhalten führen, wie es in diesem Roman dargestellt und kritisiert wird?

*

Noch einmal die Frage: warum der Verriss, Papierverschleiss in immer baumärmerer Zeit? Nur um des billigen Triumphes willen, «es» schon früher gewusst zu haben?

Früher: Silvio Blatter, der in seinen Anfängen durch unpräzise und genaue Texte aufgefallen war, kam ausgerechnet in jenem Augenblick zu Erfolg, als er sich entschloss, in schöner Sprache von schönen Gefühlen zu schreiben, unter schönen Titeln wie «*Zunehmendes Heimweh*» und «*Love me Tender*». Ein wahrhaft internationaler Erfolg: bis zu einer Übersetzung ins Russische – mit Unterstützung des Verlags, mit Unterstützung der Kritik. Dies (und hier sitzt der Kern meines Ärgers), obwohl die Diskrepanz zwischen literarischem Anspruch und sprachlicher Wirklichkeit von Anfang an gross war – er ist inzwischen immens geworden. Ein

kleiner Krimi, dessen Psychologie fürs Vorabendprogramm des Schweizer Fernsehens nicht ausreichte, wird mit Bedeutung aufgeladen, mit tiefsinnigen Sätzen, schwermütigen Betrachtungen. Und das Buch dürfte, ungeachtet eines Verlagswechsels, ungeachtet der zunehmenden Zahl kritischer Stimmen, immer noch Erfolg haben – weil es sich so hübsch und zugleich so bedeutungsschwer liest.

Refrain: Silvio Blatter hat mit genauen und unpräzisen Texten an-

gefangen, die mehr Tiefe hatten als sein heutiger Tiefsinn. Ein guter Lektor könnte, sollte, müsste ... Kritiker-Illusionen, in deren «Schneefalle» man sich nicht selber fangen sollte! Denn wenn Name und Erfolg einmal da sind, gespeichert im Computer der literarischen Öffentlichkeit, ist eine Programmänderung kaum mehr zu bewerkstelligen.

Elsbeth Pulver

¹ Silvio Blatter, Schneefalle. Roman. Benziger, Zürich 1981.

EIN RUSSE ÜBER KANT

*Zur Kant-Biographie von Arsenij Gulyga*¹

«Die bedeutendste Kant-Biographie unseres Jahrhunderts», verkündet kurz und bombastisch die Bauchbinde auf einem Vierhundertseiten-Buch, das seit zwei Wochen in den Schaufenstern der Buchhandlungen liegt. Als Autor des kostenlosen Werbetextes zeichnet der Philosophieprofessor Dieter Henrich, der kürzlich nach München berufen wurde.

Ein gefährlicher Superlativ, jedenfalls ein stolzes Wort. Wer hat nicht alles in diesem Jahrhundert das Thema behandelt. Die zwei Bände von Karl Vorländer aus dem Jahre 1924 gelten noch immer als das Standardwerk. Aber auch Kuno Fischer und G. Kühnemann haben zweibändige Werke über das Leben des Königsberger Weisen veröffentlicht. Und dann die grossen Namen: Ernst Cassirer und Georg Simmel (beide 1921), Karl Jaspers (1957), Lucien Goldmann (1971). Und die DDR mit ihren sozialistischen Usurpatoren, an der Spitze Manfred

Buhr, die Kant für eine Ideologie und Staatsordnung in Pflicht nehmen möchten, mit denen der Philosoph der Freiheit nachweisbar Wort für Wort nichts zu tun haben wollte.

Zwei Dutzend Kantbiographien in diesem Jahrhundert, keine Kant-Müdigkeit also allen Unkenrufen zum Trotz, und nun – diese «bedeutendste». Man liest den Namen des Autors: *Arsenij Gulyga*, nie gehört, oder doch?, der Herausgeber der Autobiographie des sowjetischen Satiriker Michail Sostschenko «*Schlüssel des Glücks*» wird es kaum sein. Damals hatte man sich gewundert, dass ein so freimütiges Buch über den unbequemen Systemkritiker in der Sowjetunion erscheinen konnte. («Bleib Mensch, Genosse; Schlaf schneller, Genosse.») Der Verlag stellt den Professor als leitenden Mitarbeiter des Instituts für Philosophie der Akademie der Wissenschaften der UdSSR vor und nennt Bücher über Herder und Hegel, die

Geschichte des deutschen Materialismus und die Kunst der Geschichtsschreibung. Das erweckt noch lang kein Vertrauen bei jemand, der dreissig Jahre lang erlebt hat, wie wehrlose Opfer in das Zwangskorsett eines historischen Materialismus hineingepresst werden, um ein Herrschaftssystem und eine Weltanschauung zu bestätigen und zu verherrlichen.

Es sei vorweggenommen: nichts von alledem in diesem Buch. An einer einzigen Stelle, Seite 128 unten, liest man: «Für mich als einen dialektischen Materialisten . . .» und man muss schmunzeln. Captatio benevolentiae denkt man oder «So also sieht ein dialektischer Materialist aus?» Ich vermute, dass Gulyga tatsächlich der Autor des Sostschenko-Nachworts ist, ein glänzender Stilist, geistreich, witzig, unabhängig, ein Führer, ja – im besten Sinne – Verführer in das Geistesreich des Immanuel Kant. Kant – das spürt man auf jeder Seite – steht ihm näher als Hegel oder Marx, als Herder oder Fichte. Gegen Heinrich Heine, der Kant Spiessertum vorgeworfen hat, nimmt er ihn in Schutz, das sei wohl Heines eigenes Spiessertum, das sich an dieser Stelle herausmausert. Unter den Russen sind es Dostojewski und Tolstoi, Andrej Belij und Alexander Blok, die er mit Kant in Verbindung bringt, nach den Lehrern der Revolution und der Neuen Ordnung wird man vergeblich suchen. Solche Klitterungen überlässt er den Kollegen in Ostberlin und Leipzig.

Man liest das Buch, als wäre es ein deutsches Original und keine Übersetzung. Man liest das Buch mit einer Spannung und merkt gar nicht, dass man mit jeder Seite ein Stück klüger wird. Es ist alles so klar und einfach, dass man gar nicht mehr verstehen

kann, weshalb man sich als Student mit der «Kritik der reinen Vernunft» so ablagen musste. Henrich mag schon recht haben, wenn er das Buch die bedeutendste Kant-Biographie unseres Jahrhunderts nennt, auch wenn ich meinen Superlativ lieber subjektiv formulieren möchte: die beste Kant-Biographie, die ich bisher gelesen habe. Das wäre zu begründen.

Man hat gelegentlich gesagt, über Kant lasse sich keine Biographie schreiben, sein Leben sei sein Werk, die privaten Umstände seien nebensächlich, farblos, uninteressant. 1724 in Königsberg geboren, 1804 in Königsberg gestorben. Der Rest sei Arbeit. Lest Kant, dann werdet ihr ihn finden. Das ist nicht einmal ganz falsch, zumal wenn man an sein eigenes Bekenntnis am Ende seiner Tage denkt: «Arbeit ist die beste Art, das Leben zu geniessen.» Und auch seine Definition der Pflicht als der höchsten Menschentugend erinnert daran. Sie lautet in der endgültigen Formulierung: «Eigene Vollkommenheit, fremde Glückseligkeit.» Aber das alles ist ja in einem Menschen gewachsen, und solche Sätze sind ja die fast etwas erstarrte Abstraktion aus einem lebendigen Organismus. Sie haben das etwas alberne vulgäre Kantbild geprägt von der pedantischen Pünktlichkeit – die Königsberger stellen die Uhren nach dem Spaziergänger Kant –, vom kategorischen Imperativ – Handle so . . . –, von der bedingungslosen Moral, die auch noch den Freund dem Mörder ausliefert, wenn dieser fragt, ob der Freund im Hause sei und dies zutrifft, vom Weckruf des Dieners Lampe schlag fünf: «Es ist Zeit!»

Die Kant nicht kennen, nehmen die Totenmaske für den Menschen. Ihnen

sei Gulygas Buch als Einführung empfohlen. Er hat es für seine Landsleute in der Absicht geschrieben, sie erst neugierig zu machen und dann nicht mehr loszulassen bis zum seligen Ende, den letzten Worten des getröstet Sterbenden: *«Es ist gut.»*

Der Sattlersohn fiel durch seine Begabung früh auf. So erhielt er die damals noch freiwillige Schulausbildung in einer Schule, die ihm das Theologengewerbe wenig attraktiv erscheinen liess. Ihn interessieren anfangs vornehmlich die Naturwissenschaften. Die Astronomie und die unsterbliche Seele legen ihm den Gedanken nahe, dass auch andere Planeten bewohnbar, bewohnt sind und dass mehr Planeten als die damals bekannten existieren, was ihm noch zu Lebzeiten bestätigt wurde. Die Idee der Entwicklung bestimmt seinen Optimismus. Das Erdbeben von Lissabon bedrängt den 31-jährigen weniger als zum Beispiel Voltaire, der dies zum Anlass seines *«Candide»* und zur Verhöhnung von Leibniz und dessen bester aller Welten nahm. Kant schrieb in seinen Kommentaren zu den Erdbeben auch ein Kapitel über den Nutzen von Erdbeben.

Dem Kind der Aufklärung gilt Gulygas ganze Sympathie. *«Aufklärung ist der Ausgang des Menschen aus seiner selbstverschuldeten Unmündigkeit. Unmündigkeit ist das Unvermögen, sich seines Verstandes ohne Leitung eines anderen zu bedienen. . . . Sapere aude! Habe Mut, dich deines eigenen Verstandes zu bedienen! ist also der Wahlspruch der Aufklärung.»* Der gesellige Kant, der nie allein isst, sondern mit Freunden, *«einen Freund gibt es nicht, es gibt nur Freunde»*, warnt er, immer bestens gekleidet, da fallen die

ein Meter neunundfünfzig weniger auf, der die Frauen verehrt und von ihnen geliebt wird, später resümiert er: *«Als ich Frauen brauchte, konnte ich sie nicht ernähren, wo ich sie jetzt ernähren könnte, brauche ich sie nicht»*, er war kein Hagestolz wie Schopenhauer, der die Frauen nicht mochte und ihn übrigens auch nicht.

Die Kapitel Gulygas sind ein Gang durch das Werk: 3. Kapitel: Die Selbstkritik der Vernunft – Kritik der reinen Vernunft, 4. Kapitel: Die Idee der Persönlichkeit – Kritik der praktischen Vernunft, 5. Kapitel: Das Wahre, Gute und Schöne – Kritik der Urteilskraft, 6. Kapitel: Glaube als Hoffnung. Und Liebe – Religion innerhalb der Grenzen des Verstandes (die Schrift, die ihm soviel Ärger beim bigotten Preussenkönig Friedrich Wilhelm II. eintrug), 7. Kapitel: Zum ewigen Frieden – das ist zugleich der Titel seiner vorletzten Schrift und dort wird auch die letzte behandelt, die *«Anthropologie»* heisst.

Gulyga behandelt die berühmte Affäre um die Religionsschrift souverän, bei der sich Biographen des sozialistischen Gesinnungslagers, sofern sie Kant für sich beanspruchen, immer umständlich heruminterpretieren, da sie Kant auch noch zum Revolutionär machen möchten. Dabei hat Kant selbst die Kabinettsordre des Königs gegen seine Religionsphilosophie und seine Antwort im Sinne des kategorischen Imperativs konkret-historisch zusammengefasst: *«Schweigen in einem Falle wie der gegenwärtige ist Untertanspflicht und wenn alles was man sagt wahr sein muss so ist darum nicht auch Pflicht alle Wahrheit öffentlich zu sagen.»*

Ein guter Rat steht gegen Ende des

Buches. «*Der Leser muss den Weg, den Kants Denken genommen hat, in umgekehrter Richtung machen: für ihn soll die ‚Kritik der reinen Vernunft‘ am Ende stehen*», rät Gulyga. «*Nach der ‚Anthropologie‘ empfehle ich dem Neuleser die ‚Metaphysik der Sitten‘, dann die ‚Kritik der Urteilskraft‘.*» Die Prolegomena könne man ganz weglassen. Sie würden – von Kant als Hilfe für die Kritik der reinen Vernunft dieses Hauptwerk noch schwieriger machen.

Zum Schluss: Soll man Kant heute noch lesen?

Seine Hauptfragen: Was kann ich wissen? – Was soll ich tun? – Was darf

ich hoffen? – Was ist der Mensch? – sie sind auch unsere Fragen geblieben. Bertrand Russell, der in seiner «*Philosophie des Abendlandes*» schreibt: «*Immanuel Kant gilt allgemein als der grösste moderne Philosoph*», und lapidar ergänzt: «*Ich selbst teile diese Meinung nicht . . .*», hat diese Fragen weniger gründlich beantwortet als der Königsberger Philosoph. Gulygas Buch lehrt uns dies:

Kant ehren genügt nicht. Wir sollen ihn lesen.

Leonhard Reinisch

¹ Arsenij Gulyga, Immanuel Kant, Insel Verlag, Frankfurt a. M. 1981.

AMERIKA IM BILD

Zu Photo-Büchern

Es ist schwer, mit Sprache einen Eindruck zu vermitteln von Büchern, deren wesentliches Element Bilder sind: nicht als Dokumente, deren geschichtlichen und gesellschaftlichen Hintergrund man erzählen kann, sondern als Montage nach eigener ästhetischer Gesetzmässigkeit, die ein Gesamtbild herstellen möchte. Jack London hat, anlässlich einer Reise nach Hawaii, einmal geschrieben: «*Die fabelhafte Technik der Photographie lügt nicht, aber sie erzählt auf keinen Fall die volle Wahrheit.*» Doch er, der grosse Erzähler, fügte sogleich an: «*Auch Worte sind schwach und können einen fast zur Verzweiflung bringen.*» Was er meinte, war: nichts sei imstande, die dramatische Schönheit von Natur aus der unmittelbaren Er-

fahrung ohne allzu grossen Verlust ins nachvollziehbare Abbild zu übertragen.

Nun hat sich, seit Jack London dies beim überwältigenden Anblick des hawaiianischen Vulkans Haleakala auf der Insel Maui sagte, die Technik der Photographie bedeutend entwickelt: was London damals schon als «*fabelhaft*» erschienen ist, muss man heute mit Wörtern wie «*phantastisch*» und «*perfektionistisch*» belegen. Ganze Industriezweige leben ja inzwischen davon, uns Wirklichkeit in immer perfekter photographierten Bildern zu vermitteln – so dass sich gegen solche Perfektion bereits wieder eine Ästhetik des Imperfekten entwickelt hat, eine Schnappschuss-Spontaneität, die Wirklichkeit ehrlicher und leben-

diger einfangen und vermitteln will als das mit grossem technischen Aufwand produzierte Bild.

Als vor vier Jahren der dänische Photograph *Jacob Holdt* seine «*Bilder aus Amerika*» veröffentlichte (1978 auch bei S. Fischer erschienen), zeigte er uns die Armut und die Erbärmlichkeit des Lebens der schwarzen Amerikaner, ans Herz greifende Bilder aus dem tristen Alltag einer verlorenen Klasse und Rasse – immer Bilder von Menschen, nicht von Landschaft, schnell geschossene Photos bei Gelegenheiten und in Situationen, für deren Abbildung Fragen nach der besten Einstellung, der vollendeten Komposition oder der angemessensten Belichtung ohne Bedeutung waren. *Jacob Holdts* «*Bilder aus Amerika*» sind dennoch – und ich möchte behaupten: gerade darum – eines der bedeutendsten photographischen Dokumente amerikanischer Wirklichkeit geworden¹.

Diese Erinnerung an *Holdts* Buch ist mir wichtig für die Vorstellung zweier anderer Bücher, die ebenfalls Bilder aus Amerika vorzeigen: Das MERIAN-Buch «*Amerika Amerika*» von *Frank Grube* und *Gerhard Richter*, das sich im Untertitel «*Das grosse Buch der USA*» nennt²; und «*New York*» – ‚in Photographien von *Reinhard Wolf*‘ – ein STERN-Buch von 1980³, mit einem Vorwort von *Edward Albee*, einem umfangreichen Text von der FAZ-Korrespondentin *Sabina Lietzmann* und einem Interview *Andy Warhols* mit *Reinhard Wolf*. *Reinhard Wolf* hat einen Teil der bekanntesten Gebäude New Yorks photographiert, hat von ihnen perfekte Bilder geliefert, aufgenommen mit einer meterlangen 18 × 24-Zenti-

meter-Kamera – allein deren Aufbau und Arrangement machen spontane Bilder unmöglich. *Wolf* ist Werbe-photograph, ein Meister seines Fachs. Auf seinen grossformatigen Bildern sind Menschen nicht zu sehen – *Wolf* geht es darum, die Gesichter von Gebäuden herauszuphographieren, in ihrer Summe den Charakter einer gewachsenen Stadt zu zeigen. Aufnahmezeit und Perspektive – vom Photographen bewusst gewählt nach vielen Erkundungsgängen, Standortsuchen, Lichtproben –, Belichtungseffekte und Entfernungsbestimmungen erweisen solches Photographieren als Komposition, betonen den photographischen Effekt – sind ästhetische Auseinandersetzung, in der Auge und Gegenstand vor allem durch die Bedingungen der technischen Apparatur aneinander gebunden sind.

Die Ästhetik des Art Deco, die 1925 von Paris ausging und die neue Generation der Wolkenkratzer von New York in den dreissiger Jahren prägte, wird auf *Wolfs* Photographien ebenso eindrucksvoll abgebildet wie die Glas- und Stahlarchitektur der sechziger und siebziger Jahre; doch das Arrangement der Photos scheint mir insgeheim zu signalisieren, dass die emotionale Komponente im Photographieren von *Reinhard Wolf* eher auf den dekorativen Effekt der Architektur der dreissiger Jahre gerichtet ist als auf den Zweckrationalismus, den die hochragende Glätte der jüngsten Wolkenkratzer dokumentiert. Aber dies ist meine Interpretation.

Die 30 Bilder dieses Buches lassen eine solche Interpretation eigentlich nicht zu. Das Vorwissen des Betrachters, seine Zu- bzw. Abneigungen spielen da hinein. *Wolfs* Bilder sind weder

Interpretationen dessen, was er sieht, noch spontan abgebildete Gelegenheiten – es sind perfekte Photographien. New York lernt man aus ihnen nicht kennen – es sei denn, man kannte es schon. Nur dann nämlich erschliessen sich einem Sätze wie jene im Nachwort von Vilim Vasata zu diesem Band, in denen steht, dass für Wolfs Bilder wichtig wurde ein *«spezifischer New York Klang, die Geste der ragenden Kraft, die steingewordene Übersteigerung, die Schubkraft der Gebäude-Raketen, der schwindelnde Superlativ, als eine der selbstverständlichen Anmassungen New Yorks»*. Nach unten blickt Wolfs Kamera nicht: ihre Bilder zeigen nicht Menschen, sondern nur die Gipfel eines von ihnen sich selbst errichteten Labyrinths.

Von den Menschen New Yorks spricht Reinhart Wolf aber einmal in seinem Interview mit Andy Warhol, dem er seine Motivsuche schildert: *«Das Allerschwierigste aber war, die Menschen dazu zu überreden, uns überhaupt auf ihre Dächer zu lassen. Ich habe Stunden, manchmal Tage damit zugebracht, Türhüter, Hauswarte, Verwalter und Mieter davon zu überzeugen, dass ich nichts Böses im Schilde führte ... Auch auf unserem schwierigen Weg durch die Drehtüren und in die Fahrstühle wurden wir immer mit finsterem Misstrauen beobachtet. Die Leute hatten regelrecht Angst, uns am frühen Morgen mit einer Koffer-Ausrüstung zu begegnen, in der gut und gern Bomben und Maschinengewehre Platz gehabt hätten.»*

Diese Angst vermitteln Wolfs perfekte Bilder nicht. Und wenn man in diesem Zusammenhang auf Sabina Lietzmanns Satz stösst: *«Diese Super-*

stadt zahlt in exakter Münze aus, was man in sie investiert», dann wird in seinem blanken Zynismus offenbar, wo jemand stehen muss, der ihn geschrieben hat: draussen und oben – das perfekte Kamera-Auge. Auch dieses Satzes wegen wollte ich an Jacob Holdts *«Bilder aus Amerika»* erinnern, dessen Kamera-Auge nicht vom Objektiv, sondern vom Objekt bestimmt worden ist, das als Subjekt erkannt wurde. Ihm näher als der Lietzmann ist gewiss Norman Mailer, der über die Menschen von New York geschrieben hat: *«Man verliert schneller die Nerven in unserer widerlichen Luft. Wer krank ist, wird kränker, wer gewalttätig ist, noch gewalttätiger ... Von acht Millionen Menschen in New York leben über eine Million von der Fürsorge. Nicht mal ein Zehntel dieser Wohlfahrtsempfänger wird je arbeiten können ... Durchaus natürlich, dass wir ... in innerer Angst leben und die freundlichsten Bürger ihre Türen immer noch mit Vorhängeschlössern ... absichern.»*

Das steht in einem von vielen Texten unterschiedlichster Schriftsteller zwischen einer grossen Menge meist schöner Bilder von Amerika: in Frank Grubes und Gerhard Richters MERIAN-Buch *«Amerika Amerika»*, das Ende 1980 im Hoffmann und Campe-Verlag erschienen ist. Auf Anhieb muss man sagen: dies ist ein in Aufmachung, Textauswahl und Bildqualität prachtvoller Band, ein Buch zum Schauen und zum Schmökern. Auch ein Buch, aus dem man lernen kann, obwohl die Schattenseiten Amerikas lediglich in den Texten gegenwärtig werden, aber in kein einziges Bild aus der Gegenwart geraten sind – nur einige Schwarz-

Weiss-Photos zeigen Menschen und Armut: historische Bilder aus der Pionierzeit. Auf den Farbphotos sieht man kaum Menschen; meist Landschaften, seltener Städte, manchmal geradezu wollüstig, immer aber sinnlich fotografiert; in diesen Bildern kann man schwelgen.

Die betäubende Kraft der meisten dieser Bilder ist stark. Aber auch für sie gilt: Nur wer Amerika schon kennt, kann sie in ihrem lebenden Zusammenhang *erkennen* – Erfahrungen mit den Menschen in diesen abgebildeten Landschaften und Städten müssen her, um die Bilder mit ihrem widersprüchlichen: heiteren, grausamen, alltäglichen Leben zu erfüllen – zum Teil liefern die beigegebenen Texte diese Erfahrungen, auf unterschiedliche Weise. Für deutsche Journalisten wie Thilo Koch und Peter von Zahn gilt das gleiche wie für Sabina Lietzmann: sie schreiben wie von aussen und oben, begrifflich, sie bleiben hinter den Bildern und ihrer angedeuteten Wirklichkeit zurück, sind bestenfalls informativ. Eindrücklicher als sie, und meist über die Photos hinauswirkend, sind die kritischen Texte von John Steinbeck, Dos Passos, Faulkner, Mailer, Henry Miller, oder die hymnischen von Melville, Twain, Whitman, Thomas Wolfe. Auch Wolfgang Koeppen gelangen tiefere Einblicke.

Und Gottfried Benns Bericht vom Auf- und Abstieg des Marc Alfred Carleton, der den Kubanka-Weizen aus Russland in die USA einführte, trifft das menschlich-unmenschliche Wesen Amerikas ebenso ins Herz wie Stefan Zweigs lapidare Erzählung von dem Schweizer Johann August Suter, dessen jahrelange Aufbauleistung in Kalifornien binnen Wochen von der hemmungslosen Brutalität der Goldsucher vernichtet wurde. Und die Geschichte der Indianer, das muss hervorgehoben werden, hat eindrucksvoll Dee Brown beschrieben.

Texte und Bilder in diesem Band decken sich vor allem in seinen historischen Teilen; sie ergänzen sich aber wenigstens doch über weite Strecken: dabei rauhen die Texte oft Eindrücke wieder auf, die viele Bilder in ihrer perfekten Schönheit meist allzu glatt hinterlassen haben.

Heinz Ludwig Arnold

¹ Jacob Holdt, Bilder aus Amerika. Eine Reise durch das schwarze Amerika. S. Fischer Verlag, Frankfurt am Main 1978. – ² Frank Grube und Gerhard Richter, Amerika Amerika. Das grosse Buch der USA. Ein MERIAN-Buch. Hoffmann und Campe, Hamburg 1980. – ³ Reinhard Wolf, New York. Ein STERN-Buch. Hamburg 1980.

POLEN ALS LITERARISCHER KONTINENT

Hinweis auf deutschsprachige Neuerscheinungen

Unter den Nationalliteraturen Ost- und Südosteuropas kann die polnische – nebst der tschechischen – gewiss als der (zumindest vom deutschen Sprach-

gebiet her) am besten erschlossene kulturelle Kontinent gelten. Dies hängt einerseits – und das versteht sich, historisch betrachtet, keineswegs von

selbst – mit der unmittelbaren Nachbarschaft Polens (wie auch der Tschechoslowakei) zu Deutschland zusammen. Andererseits ist es aber nicht etwa das Ergebnis offizieller kulturpolitischer Kontakte (solche kamen und kommen kaum je über das Stadium gegenseitiger Absichtserklärungen hinaus); vielmehr bleibt die Vermittlung polnischer Literatur an das deutschsprachige Publikum im wesentlichen das Verdienst einzelner Persönlichkeiten – Übersetzer, Verleger, Kritiker, die sich mit ebensoviel Ausdauer wie Leidenschaft, allein qualitativen Kriterien verpflichtet und meist ohne Aussicht (auch ohne Rücksicht) auf einen irgendwie gearteten quantitativen Ertrag, im Einzelgang für Autoren und Werke ihrer Wahl eingesetzt haben: «So hart und vergeblich die Praxis des Übersetzens scheinen mag, die Besessenheit erhebt sie zur Kunst, der Zweck heiligt ihre Mittel, und ihre Leistung ist ebenso unentbehrlich wie die der Wasserleitung oder die des elektrischen Stroms.»

Diese Worte gehören dem heute wohl prominentesten, nach wie vor kompetentesten Übersetzer moderner polnischer Dichtung ins Deutsche, einem Mann, der jahrzehntelang – neben und nach einem anstrengenden Brotberuf – «das Verständlichmachen als Möglichkeit des Überlebens» erprobte und der, ungeachtet der Lethargie hiesiger Rezensenten beim Umgang mit Literatur slawischer Herkunft, stets bemüht war, das Bedeutendste «hinüberzuretten, auszutauschen und zu vermitteln», was Polen an Poesie und Prosa zu geben hatte: Karl Dedecius. Ihm verdanken wir – unter vielem andern – die Bekanntschaft mit den führenden polnischen Aphoristikern,

Stanisław Jerzy Lec und Kazimierz Brudziński, und das heisst auch – die Bekanntschaft mit einem in der neueren deutschen Literatur kaum noch gepflegten Genre lebensphilosophischer Dichtung; wir verdanken ihm die Vermittlung manch eines wegweisenden Autors der klassischen polnischen Moderne – von Gałczyński über Przyboś bis hin zu Czesław Miłosz, den er, wohlverstanden: schon vor der Verleihung des Nobelpreises, mit einer Gedichtauswahl in deutscher Übertragung vorgestellt hat; und schliesslich seien noch drei Lyriker der mittleren Generation genannt, Zbigniew Herbert, Tadeusz Różewicz und Wisława Szymborska, Autoren die heute weltweites Ansehen (wenn auch keineswegs weltweiten Ruhm) geniessen, auf die Karl Dedecius jedoch zu einem so frühen Zeitpunkt – sei es durch Nachdichtungen, sei es in essayistischen Arbeiten – aufmerksam gemacht hat, dass man ihn, aus westeuropäischer Sicht, durchaus als deren Mitentdecker bezeichnen darf. Den Sinn seines Abenteuerertums als Übersetzer umschreibt Dedecius in seinem jüngst erschienenen Buch «*Zur Literatur und Kultur Polens*» wie folgt: «. . . jetzt wie damals, dort wie hier ein Dienst: der Fährmannsdienst, der sich im Hin und Her erfüllt, eine lebendige Brücke herstellen will, die Kommunikation zwischen den Ufern besorgt. Das Abenteuer selbst ist in der erregenden Ungewissheit enthalten, ob unsere Fracht denn auch unbeschadet am anderen Ufer landet oder im Styx versinkt, ob es gelingt, sie in ein neues Leben zu überführen, oder nur in einem neuen Schweigen zu löschen . . .»¹

*

Dass Karl Dedecius die Kunst des Übersetzens und die Technik des Übersetzens gleichermaßen souverän beherrscht, ist durch eine Anthologie «*Polnischer Prosa des 20. Jahrhunderts*» belegt, die er vor mehr als zehn Jahren hat erscheinen lassen und welche nun seit kurzem in einer zweibändigen Taschenbuchausgabe erneut greifbar ist². Es handelt sich bei diesem rund 700 Druckseiten umfassenden Lesebuch um ein dichterisches Kompendium nicht nur zur Literatur, sondern auch zur wechselhaften Geschichte Polens zwischen der Jahrhundertwende und den frühen sechziger Jahren, um eine Art symphonischer Textkomposition zum Thema «Noch ist Polen nicht verloren», um eine viestimmige, bisweilen dissonante Antwort auf die selbstkritische – einst von Witold Wirpsza gestellte – Frage «Wer bist du, Pole?»

In vier üppig orchestrierten Sätzen – sie sind bezeichnet mit «Schicksale und Charaktere», «In der Garderobe der Seele», «Vor Gericht» und «Heimatkunde» – lässt Dedecius ein Kollektiv von über fünfzig Autoren (vorwiegend Erzähler, aber auch Lyriker, Essayisten – alle mit je einem Beitrag in Prosa) zu Wort kommen, die insgesamt die moderne polnische Literaturentwicklung vergegenwärtigen – angefangen beim artistisch-dekadenten Jugendstil eines Berent oder Przyby-szewski, dann überleitend zur experimentellen, bald expressionistisch, bald surrealistisch geprägten Wortkunst der Avantgarde (vertreten etwa durch Witkiewicz und Wat, Gombrowicz und Bruno Schulz), weiterführend zur Kriegs-, Lager- und Bewältigungsliteratur der vierziger und fünfziger Jahre (mit dokumentarisch wie literarisch

bedeutenden Textproben von Andrzejewski, Borowski, Odojewski) und darüber hinaus zur existentialistischen und parabolischen Prosa der ersten Nachkriegsgeneration, welche in erster Linie von den (heute so genannten) «zornigen jungen Männern» getragen war – von Autoren wie Leszek Kołakowski oder Marek Hłasko, die inzwischen ihrerseits (beide übrigens als Emigranten) zu festen Größen auf der polnischen kulturellen Szene geworden sind. «Die Erzähler der Nachkriegszeit», so schreibt Dedecius zum zweiten Teil seines Lesebuchs, «verfolgen den Lauf der Dinge und eilen ihnen voraus. Sie erstarren nicht im Rückblick, sondern suchen den Fortschritt aus der Verwirrung der jüngsten Geschichte. Die Heimatkunde ist eine Kunde vom Leben, vom Überleben und vom Zusammenleben. Es muss ein Weg sein zwischen der Angst und der Illusion, zwischen der schlechten Erfahrung und dem guten Willen. Historisierende und futurisierende Prosa, veristische oder verfremdete Tatsachenberichte, lyrische Reflexionen, abstrakte Fixierungen, schlichte Erzählungen, Monologe, Parabeln machen die Absicht deutlich. Wenn auch die Antwort oft ausbleibt, die Fragen allein zeigen das Bedürfnis nach Verantwortung.»

*

Als Einführung zur «*Polnischen Gegenwartsliteratur*» im Zeitraum zwischen 1939 und 1976 liegt neuerdings – herausgegeben und verdeutscht von Klaus Staemmler – eine knapp gefasste Übersichtsdarstellung des in Krakau wirkenden Literaturkritikers Włodzimierz Maciąg vor³. Das in einen literaturgeschichtlichen und einen lexikalischen Teil gegliederte

Werk kann ebensowohl als Leitfaden durch die neuste Literatur Polens wie auch als biobibliographisches Nachschlagewerk dienen, ist jedoch mit Vorsicht zu benutzen. Maciąg bringt konsequent einen Literaturbegriff zur Geltung, dessen didaktische Trivialität und theoretische Eindimensionalität an die Eindimensionalität und Trivialität des Widerspiegelungspostulats im sozialistischen Realismus gemahnt. Er geht davon aus, dass «literarische Inhalte» grundsätzlich «ideologisch-politisch» determiniert sind; dass «rein künstlerische Ideen» durchweg von «politischen Ideen und unbewusst aufgenommenen Stimmungen» (was immer das heissen mag) abhängig bleiben; dass letztlich – im Nachkriegspolen – «der Sozialismus und seine philosophische Grundlage, der Marxismus, [...] zu Hauptpartnern des literarischen Schaffens» geworden sind. Geradezu grotesk mutet Maciągs Behauptung an, die polnische Literatur selbst «demonstriere ihre ständige Abhängigkeit von der grossen und kleinen Geschichte» und diese – die Geschichte – sei allemal «die Quelle der literarischen Wandlungen» gewesen, so dass also die «Überzeugung von der Autonomie der literarischen Prozesse» heutzutage «als gänzlich falsch» zurückgewiesen werden müsse. Maciąg seinerseits vertritt denn auch – im automatisierten Jargon eines Kulturfunktionärs – das folgende Kritiker-Credo: «Die Verfassungsbedingungen, also der Einfluss nicht nur der historischen Ideen, sondern auch der im kulturellen Leben realisierten Politik, verleiten [...] zu einer Interpretation, die den ununterbrochenen Hintergrund der humanistischen Konflikte berücksichtigt.» Und so fort.

Dass ein derartiges Literaturverständnis (oder -vorverständnis) primär auf ausserliterarische Kriterien (wie zum Beispiel «Wirklichkeitstreue» oder «Parteilichkeit») rekurren muss und dass es sich in manchen Fällen damit begnügt, dichterische Texte apodiktisch zu werten, statt sie zu erklären, kann eigentlich nicht erstaunen, ist aber durchaus ärgerlich dort, wo man kritische Information, und nicht die Bestätigung ideologischer Vorurteile sucht. Maciągs über weite Strecken in nichtssagender Rhetorik sich erschöpfende Arbeit hat letztlich nur gerade den Vorzug, die erste in deutscher Sprache greifbare Gesamtdarstellung der zeitgenössischen Literatur Polens zu sein, und als solche verdient sie – bei allen Reserven – den Respekt, der einer auch noch so unergiebigem Pioniertat zusteht.

*

Abschliessend sei hier noch hingewiesen auf eine eben erst erschienene Sammlung polnischer Prosa, die Rolf Fieguth für die Manesse Bibliothek der Weltliteratur zusammengestellt und auch grösstenteils übersetzt hat⁴. Die Auslese bleibt auf die Zeit um die Jahrhundertwende beschränkt, eine Zeit, die im literarischen Polen mehr als anderswo durch das Jahrhundertende als durch die *Wende* zu einem neuen Jahrhundert, mehr durch dekadente Imitation als durch schöpferische Innovation geprägt war. Manche der von Fieguth versammelten Autoren – Prus, Sienkiewicz, Świętochowski – hatten denn auch um 1900 ihr 50. Lebensjahr bereits überschritten, einer von ihnen, der 1821 geborene Cyprian Norwid, war schon 1883 gestorben,

zwei weitere freilich, Waław Berent und Bolesław Leśmian, gehörten der jungen, der kommenden Generation an, die ihre ersten modernistischen, zum Teil bis heute modern gebliebenen – oder heute wieder als modern erkannten – Werke zu Beginn dieses Jahrhunderts herausbrachten. Die vorliegende Textsammlung (sie überschneidet sich zeitlich mit dem ersten Kapitel aus der erwähnten Prosaanthologie von Dedecius und bildet – gewissermassen als Hintergrund – eine wertvolle Ergänzung dazu) soll – nach den Worten des Herausgebers – dem deutschsprachigen Publikum «unterhaltsame belletristische Entdeckungen und Überraschungen» vermitteln, erhebt also nicht den Anspruch, ein repräsentativer Querschnitt oder gar eine epochengeschichtliche Dokumentation zu sein. Vielmehr möchte das erklärt leserfreundliche Buch «dem neuen Interesse an Polen und dem neuen Interesse an der literarischen Vergangenheit unseres Kulturkreises» entgegenkommen – und es tut dies auf zugleich spielerische und seriöse Weise.

Demgegenüber wird es der ebenfalls von Rolf Fieguth edierte und ins Deutsche gebrachte Verszyklus «*Vade-mecum*», eine grossangelegte Dichtung Cyprian Norwids aus dem Jahr 1866, bei hiesigen Lesern wohl schwerer haben als die erwähnten Anthologien neuerer und neuster polnischer Prosa⁵. Und doch handelt es sich bei diesem

komplexen, Lyrik, Publizistik und Diaristik unterschiedslos – und also ranggleich – verschränkten Textgebilde um ein hochkarätiges Stück europäischer Literatur, das auch neben den avanciertesten Versuchen der heutigen dichterischen Avantgarde bestehen kann. Durch Fieguths vollständige Erstübersetzung von «*Vade-mecum*» wird uns Norwid – vielleicht der letzte unter den wegweisenden Lyrikern des 19. Jahrhunderts, der noch zu entdecken bleibt – nicht als literarisches Monument, sondern als Zeitgenosse sichtbar und zugänglich gemacht. «*Autoren –*», so heisst es in Norwids Gedicht vom Zensor-Kritiker, «– *werden von Werken gerichtet, / Nicht Autoren von Autoren!*»

Felix Philipp Ingold

¹ Karl Dedecius, *Zur Literatur und Kultur Polens*, Suhrkamp Verlag, Frankfurt a. M. 1981. – ² Karl Dedecius (Herausgeber), *Polnische Prosa des 20. Jahrhunderts* (Ein Lesebuch in zwei Bänden), Ullstein Taschenbuchverlag, Frankfurt a. M./Berlin/Wien 1981. – ³ Włodzimierz Maciąg, *Die polnische Gegenwartsliteratur (1939–1976)*, Reihe Kritische Information (Band 88), Wilhelm Fink Verlag, München 1979. – ⁴ Rolf Fieguth (Herausgeber), *Polnische Erzähler des 19. und 20. Jahrhunderts*, Manesse Verlag, Zürich 1981. – ⁵ Cyprian Norwid, *Vade-mecum* (Polnisch-deutsch), herausgegeben, eingeleitet und übersetzt von Rolf Fieguth, Wilhelm Fink Verlag, München 1981.

RUMÄNIENS SONDERWEG¹

Das ausgezeichnete und inhaltsreiche Buch des bekannten Historikers Dionisie Ghermani ist einem der interessantesten Probleme der osteuropäi-

schen Zeitgeschichte: der rumänischen Unabhängigkeitsbestrebung, gewidmet. Die zweite rumänische Verfassung vom 24. September 1952 erklärte

in der Präambel im Zeichen der damaligen Abhängigkeit von der UdSSR: «*Die Rumänische Volksrepublik entstand im Gefolge des historischen Sieges der Sowjetunion über den Faschismus und der Befreiung Rumäniens durch die ruhmreiche Sowjetarmee*»; in der Verfassung von 1965 gibt es bereits keinen Hinweis mehr auf diese These. Die Lockerung der Kontakte mit der UdSSR erfolgte geschickt und schrittweise. Den ersten Schritt unternahm die Geschichtswissenschaft. Die frühere KP-Führung verwarf die Thesen der dako-romanischen Abstammung und Kontinuität der Rumänen als eine «*falsche Theorie*» (S. 15). Noch 1962 lobte der Historiker Bezviconi Russland als den grossen «*Beschützer*» der Donaufürstentümer (16). Schon 1959 begann jedoch parallel die Rehabilitierung der genannten Theorie. Dazu der Autor: «*Die dako-romanische Kontinuitätsthese mag bis heute wissenschaftlich umstritten sein, entscheidend ist, dass sie die ‚Achse‘ des rumänischen National- und Geschichtsbewusstseins bildet*» (16–17).

Mit dieser These verbindet sich eine beträchtliche Aufwertung der rumänischen Geschichte. 1968 liess Bukarest von den «*Klassikern*» bestätigen, dass die Rumänen ein Volk «*mit besonderen Qualitäten*» seien (57) und 1966 bezeichnete Ceausescu das rumänische Volk als «*bedeutenden Faktor des Fortschritts und der Zivilisation in diesem Teil der Welt*» (63). Parallel mit der nationalen Emanzipation wurde auch die Partei «*rumänisiert*»; 1944 zählte sie nicht einmal 1000 Mitglieder (23), auch diese «*fast durchwegs*» Nichtrumänen (Juden, Ungarn, Ukrainer). Später formierte sich eine Mitgliederbasis aus rein rumänischen Ele-

menten (24). Dem personellen Rumänisierungsprozess folgte die nationale Emanzipation.

Die früheren Parteikongresse, besonders zwischen 1924 und 1931, bezeichneten Rumänien als einen Staat, der durch Annexion fremder Gebiete entstanden ist (26), heute gilt dies als «*Unkenntnis über die sozialpolitischen Realitäten*».

Die ersten Anzeichen eines Drängens nach Entsatellisierung wurden im RGW 1962/63 sichtbar, als Rumänien gegen die koordinierte Planung, die «*Arbeitsteilung*» Stellung nahm und eine Planungsautonomie verlangte (36 bis 40). Das von Moskau erarbeitete Projekt einer überstaatlichen Wirtschaftseinheit (das sowjetische Bessarabien, Bulgarien, hauptsächlich Rumänien, Anfang 1964) wurde von Bukarest entschieden abgelehnt (47). Der Widerstand Rumäniens gegen die Integrationspläne Moskaus hielt auch in den siebziger Jahren an (101) und kam in der Ablehnung überstaatlicher Kompetenzen des RGW zum Ausdruck (133). Erst 1980 musste Bukarest dem Integrationsdruck wegen seiner Wirtschaftsschwierigkeiten teilweise nachgeben.

Die eigentliche Aufkündigung des politischen Satellitenstatus erfolgte in der «*Erklärung zum Standpunkt der Rumänischen Arbeiterpartei in den Fragen der internationalen kommunistischen und Arbeiterbewegung*» (April 1965). Der IX. Parteikongress 1965 rehabilitierte den Begriff «*Nation*» im Sinne einer Absage an den Primat des proletarischen Internationalismus (49). Bukarest nahm Nation und nationale Interessen zur Richtschnur des politischen Handelns (51).

Mit seltener Geschicklichkeit nutzte

Bukarest sowohl die ungarische «*Konterrevolution*» 1956 wie den Prager Frühling wie die polyzentristische Entwicklung im Weltkommunismus. Der Ungarnaufstand gab Anlass zum Abbau der sog. «*Privilegien*» der ungarischen Minderheit (158). Chruschtschew hatte Vertrauen zu Bukarest und zog im Sommer 1958 die Besatzungstruppen aus Rumänien ab. Am 2. Februar 1959 folgte die Zwangsvereinigung der rumänischen und ungarischen Universität in Klausenburg, wodurch die ungarische Minderheit ihre einzige Hochschule verlor (170).

Vielleicht noch geschickter war die rumänische Politik gegenüber dem Prager Frühling. Die Partei hielt die Reformpolitik Dubčeks für höchst gefährlich, sie versprach sich aber davon eine Schwächung der Moskauer Zentralgewalt. Deshalb wurde am 16. August 1968 der rumänisch-tschechoslowakische «*Freundschafts-, Zusammenarbeits- und Beistandsvertrag*» unterzeichnet (86). Fünf Tage später wurde eine «*militärische Hilfe*» aktuell, doch die rumänischen Truppen beteiligten sich nicht an der Invasion.

Rumänien sucht Rückendeckung auch bei China; die Partei unternahm seit 1964 öfters Versuche zur Vermittlung zwischen Moskau und Peking (41–42), in Wirklichkeit arbeitete sie aber «*pro domo*» (68). Auch die Zusammenarbeit mit den Blockfreien (107), das Liebäugeln mit den Eurokommunisten dienen zur Stärkung der rumänischen Position. So konnte sich die RKP-Führung im chinesisch-vietnamesischen Konflikt eine neutrale Haltung und eine Stellungnahme gegen die sowjetische Aggression in Afgha-

nistan erlauben (122). 1978 unterzeichnete Bukarest mit dem kambodschanischen Pol-Pot-Regime, dessen Vietnam- und Sowjetfeindlichkeit bekannt war, einen Freundschafts- und Beistandsvertrag (121).

Ab Mitte der sechziger Jahre erfolgte eine de facto-Herauslösung aus dem Warschauer Pakt; 1966 verlangte Bukarest, das Oberkommando müsse rotationsweise jeweils einem der Bündnispartner übertragen werden (161). Die rumänische Armee hat seit 1967 an Truppenmanövern des Paktes nicht teilgenommen; seither verweigert Bukarest auch die Abhaltung gemeinsamer Manöver auf rumänischem Gebiet (162). 1978 provozierte die rumänische Führung Moskau durch die Verweigerung erhöhter Rüstungsausgaben (164).

Im Juni 1978 gab Ceausescu klar zu verstehen, dass er seine auf Assimilation gerichtete Nationalitätenpolitik nicht zu revidieren gedenke (178), wodurch die ohnehin, infolge der schlechten Behandlung der grossen ungarischen Minderheit, kühlen rumänisch-ungarischen Beziehungen noch schlechter wurden.

Ein äusserst interessanter Hinweis ist im Buch auf die rumänische Vermittlung zwischen den USA und China (99) zu lesen, wobei das Ziel war, die Sowjetunion zu isolieren (115). Dieses Thema würde ausführliche Behandlung verdienen.

László Révész

¹ Dionisie Ghermani: Die nationale Souveränitätspolitik der SR Rumänien. 1. Teil: Im Rahmen des sowjetischen Bündnissystems. – Herausgegeben vom Südost-Institut München, R. Oldenbourg Verlag München 1981.